

Freitag 19. Juli 2019

Deutschland gab es nicht

Für viele Baslerinnen und Basler, die in den 1960er- bis 1980er-Jahren aufwuchsen, existierte die deutsche Nachbarschaft, «s Dütsche», nicht. Der Sonntagsbraten und die Spargeln wurden im Elsass verzehrt. Nun hat sich alles gekehrt.



Für Basler ein Sehnsuchtsort im Südbadischen: das Weinbaudorf Staufen im Markgräflerland.

Man ging nicht ins «Dütsche». Deutschland war Terra non grata, Hassobjekt, existierte als physisches Land für uns nicht. Obwohl es vor unserer Haustür lag und obwohl Vater manchmal als Nachmittagsprogramm mit uns Kindern auf der Rückbank die Autofähre von Huningue nach Weil am Rhein und gleich wieder zurück nahm. Mehr bekamen wir von Deutschland nicht zu sehen.

Man ging ins Elsass. Da war der Edelzwicker stets gekühlt, Speck und Münsterkäse standen auf dem Tisch, und war Sonntag, ass Vater manchmal Froschschenkel, und wir Kinder ekelten uns genüsslich an der Vorstellung, Frösche zu essen.

Fuhr man in den «Aigle» nach Follensbourg, erzählte Mutter, dass die Amerikaner von dieser Anhöhe Weil und Lörrach beschossen, sie in Allschwil auf der Terrasse gestanden und fasziniert dem Pfeifen der Granaten und dem Donner der Einschläge

gelauscht hatten. Ihr Vater hatte die Sekunden vom Abschuss bis zum Einschlag gezählt und so zu berechnen versucht, was in etwa getroffen wurde.

Bomber bei Allschwil

Uns Kindern zeigte Grossvater eines Tages die dicke Scheibe eines amerikanischen Bombers, der auf einem Feld zwischen Allschwil und Schönenbuch abgestürzt war. Den abgesprungenen Piloten trieb der Wind leider zu weit nach Norden. In Gefangenschaft oder in den Tod, fügte Grossvater an.

Das Elsass war ja wieder deutsch. Genauso wie damals, als er Kind war und Deutschland hinter seinem Elternhaus begann. Nach 1918 begann dort aber Frankreich und ab 1940 wieder Deutschland.

Er kannte eine Frau aus Hagental, Jahrgang 1907 wie er, die kam als Hermine zur Welt, der französische Lehrer machte aus ihr Germaine, das deutsche Passbüro wiederum Hermine, und nach dem Krieg wurde sie wieder zur Germaine. «Das ganze Drama des Elsass in einem Namen», pflegte er zu sagen.

Nachdem die Deutschen Frankreich erobert hatten

Was er genau damit meinte, war uns Kindern nicht klar, aber Deutschland, das war uns klar, war nichts Gutes. Grossmutter hatte viel Verwandtschaft im Schwarzwald. Meiner Mutter gegenüber wurde diese nie erwähnt. Erst mehr als zwanzig Jahre nach dem Krieg erfuhr sie von den deutschen Familienmitgliedern, und erst weitere zehn Jahre später ging man sie erstmals besuchen.

Der andere Grossvater war Arbeiter, Kommunist. In der Spätadoleszenz, in der Zeit der Revolte, des AJZ, wurden wir seine Genossen und er unser Parteivorsitzender, da er an den legendären Mittagstisch-Diskussionen verlässlich Partei für uns ergriff.

Zur Kriegszeit besass er eine Wäscherei, in Riehen, beim Eisweiher, ein paar Schritte von der deutschen Grenze entfernt. Einmal seien deutsche Landser – er wusste nicht, wie die da hin kamen – in seinem Hof gestanden, 1940, kurz nachdem die Deutschen Frankreich erobert hatten, sie rauchten Zigaretten und schauten sich um. Er verjagte sie, worauf sie meinten, sie kämen bald wieder.

Abscheulichste Verbrechen

So ab 1943, erzählte er, hing ab und zu ein erschossener Flüchtling oder Deserteur in den Stacheldrahtverhauen beim Grenzverlauf. Einen liessen sie über vierzehn Tage hängen, da die Deutschen behaupteten, er befinde sich auf Schweizer Boden, also müssten die ihn wegräumen. Es habe grausam gestunken, und er befürchtete, die saubere Wäsche nehme den grauslichen Geschmack an. Nach diesem Vorfall beschloss er, niemals mehr einen Fuss auf deutschen Boden zu setzen.

Die deutsche Nachbarschaft, das Markgräflerland, existierte nicht auf der Landkarte, mit der wir aufwuchsen. Es war Usus, dass die Putzfrauen und Haushälterinnen aus dem Elsass stammten und die Arbeiter der Chemie ebenfalls. Man ging rüber nach Hegenheim Fleisch kaufen. Bekannte und Freunde meiner Eltern erwarben alte

Bauernhäuser, und wir Kinder besorgten uns Franzosenkracher in St-Louis, mit denen wir Briefkästen sprengten.

Das Markgräflerland dagegen war Teil einer Nation, die abscheulichste Verbrechen begangen hatte. Dies wurde uns Kindern nach und nach bewusst, und es ging in Entsetzen über, als wir im Geschichtsunterricht erfuhren, wie systematisch das Naziregime bei der Vernichtung der Juden vorgegangen war. Damit wollte man nichts zu tun haben, zumal viele Erwachsene kein gutes Haar an Deutschland liessen, was sich beispielsweise auch an der Vielzahl der «Schwoobe-Schnitzelbänke» festmachen liess. Die niederträchtigsten lernten wir Kinder auswendig.

Höhepunkte des Deutschlandhasses

Deutschfeindlichkeit war für viele, die in den 1960er- bis 1980er-Jahren aufwuchsen, Teil der Sozialisation. Man ass die Spargeln beim Kanal-Meyer, blieb unter sich, gehörte zu den Siegern.

Fragt man heute im eigenen Freundes- und Bekanntenkreis nach, stösst man mehrheitlich auf die exakt gleichen Kindheitserlebnisse und Muster im Umgang mit unserer deutschen Nachbarschaft. Man ging ins Elsass, nicht nur zur Spargelzeit, ins Markgräflerland ging man nicht. Es gab auch keine monetären Gründe: in Lörrach oder Weil gab es nichts zu kaufen, die Mark war teuer, der Franc billig.

Höhepunkte des Deutschlandhasses waren jeweils die Fussballweltmeisterschaften. Der Jubel war närrisch, als der Österreicher Franz Krankl die Deutschen 1978 unter den Augen des israelischen Schiedsrichters Abraham Klein aus dem Turnier schoss.

Zwei Zähne ausgeschlagen

Dieselben Österreicher einigten sich bei der Schande von Gijon 1982 mit den deutschen Rumpelkickern auf einen Nichtangriffspack, aufgrund dessen beide Mannschaften auf Kosten Algeriens weiterkamen. Ganz hässlich machte sich Deutschland im Halbfinal, als Toni Schumacher dem Franzosen Patrick Battiston ungeahndet zwei Zähne ausschlug. Zum Glück sorgten Paolo Rossi, Marco Tardelli und Alessandro Altobelli im Final wieder für Gerechtigkeit auf dieser Welt.

Den nächsten WM-Final, Argentinien gegen Deutschland, mit einem Maradona auf dem Zenit seines Schaffens, schaute ich mit einem deutschen Kommilitonen. Das Verhältnis zu dem Land und den Menschen nördlich von Basel begann sich nun zu ändern.

Die ersten Deutschen, mit denen wir zu tun hatten, waren Assistenten an der Uni. Die waren gut, brachten uns einiges bei, zeigten sich trinkfest, und man konnte mit ihnen ebenso geistreiche Gespräche führen wie herumalbern.

Kulinarische Perlen, echtes Bier und vernünftige Preise

Nach dem Übertritt ins Berufsleben traf man immer öfter auf Deutsche aus der Nachbarschaft. Es waren Menschen, die nichts mehr mit dem Krieg ihrer Grossväter zu tun hatten und zu tun haben wollten. Es waren offene Menschen, die sich für uns interessierten, den Austausch suchten. Und ehe man sichs versah, wurde man Freunde, ging

gemeinsam an Konzerte in den Jazzkeller nach Freiburg und später mit den eigenen Kindern im Schwarzwald schlitteln.

Die deutschen Freunde zeigten einem kulinarische Perlen, in denen man zu vernünftigen Preisen hervorragend essen konnte, luden in wunderbare Biergärten von Kleinbrauereien ein, die echtes Bier und nicht unsere schweizerischen Kartellpfützen brauten. Und plötzlich konnte man die Markgräfler Weine trinken, und der Weissburgunder vom Blansiger Wolfer wurde unverhofft zum Lieblingsweisswein. Am liebsten zu Markgräfler Spargeln, mit Kratzete und dem Einkaufserlebnis «direkt vom Feld».

Mehr und mehr drehte sich der Fokus, zumal es einem die Elsässer leicht machten, sprachen doch immer weniger Deutsch, und die lange andauernde Erfolgsgeschichte mit den Baslern liess sie schlampig werden. Qualität und Freundlichkeit in der Gastronomie liessen nach.

Nicht mehr Teil der Region

Was zusätzlich auffiel: Auf Elsässer in Positionen des mittleren und höheren Kaders traf man selten bis nie. Ausser man hatte mit trinationalen Projekten zu tun, die aber oft im Sand verliefen, da die Elsässer Partei stets Paris fragen musste und Paris stets Nein sagte.

Das Gefühl verstärkte sich um die Jahrhundertwende, die Elsässer wollten gar nicht Teil der Regio sein, hätten kein Interesse, sich in die trinationale Gemeinschaft einzubringen, und partizipierten nicht an den gesellschaftlichen Prozessen der oberrheinischen Tiefebene. Der Eindruck vertiefte sich, sie wollten nur den guten Schweizer Lohn abholen und so rasch wie möglich wieder über die Grenze zurück nach Frankreich. Des Sohnes Berufswunsch sei es, in der Schweiz zu arbeiten, erzählte mir Anfang der Nullerjahre ein elsässischer Drucker.